

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1939-1940)
Heft: 4

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Neuigkeit hinüberzuwerfen. Jetzt ist etwas geschehen, ein Wagnis ist da, und mein Leben ist darin. Habe ich es angenommen? Schon beginnt alles wieder von neuem. Denn unsere irdische Zeit fügt dem Ewigen nichts hinzu. Diesen sieghaften kleinen Schritt, kaum dass ich ihn getan, ich verliere ihn wieder, wenn ich nicht einen zweiten tue. Und doch ist mein Hoffen verbürgt durch eine Verheissung, so sicher wie der Tod, und wie der Tod der Zeit selber am Tage des Jüngsten Gerichts. Nicht ohne Zögern folgt der Glaube ihrer Spur, und seiner Berufung gegenüber kann der Mensch nichts anderes als ein Zweifel sein; aber die Treue der Person ist kein leerer Wahn. In dem höchst verworrenen Spiel, das wir spielen, der Regel unkundig, seien wir uns des unvergleichlichen Einsatzes bewusst!

(Ins Deutsche übertragen von Martha Amrein-Widmer)

KLEINE RUNDSCHAU

Englischer Geist

„Träumer und Denker“ von André Maurois. Rascher Verlag Zürich, 1939.

Aus der neueren englischen Literatur unterzieht André Maurois sieben Gestalten einer einlässlichen Analyse; er nennt diese sieben Autoren „Magiciens et Logiciens“, Zauberer und Denker, was der Uebersetzer Karl Stransky mit „Träumer und Denker“ wiedergibt. Zu den magiciens rechnet Maurois wohl Rudyard Kipling, Joseph Conrad, Katherine Mansfield und D. H. Lawrence, zu den logischen Denkern die analytischen Begabungen Bernard Shaw, Lytton Strachey und G. K. Chesterton. Aber die Scheidung ist nicht streng, die Logiker wie Shaw und Chesterton sind manchmal „magischer“ als die „Zauberer“ und diese wieder vermitteln ganz handfeste Einsichten, denn die geistigen Grundrichtungen der Zergliederung wie des intuitiven Erschauens wechseln in einer und derselben Person wie ein Austausch von Grundströmungen, die das geistige Leben erzeugen.

Rudyard Kipling, der in Indien geborene und aufgewachsene Engländer hat als erster das „British Empire zum Gegenstand der Dichtung“ gemacht. Mit dreiundzwanzig Jahren fand er seine Form mit den drei Meisterwerken, den „Einfachen Geschichten aus den Bergen“, den

„Drei Soldaten“ und der „Geschichte der Gadsby“, die in Lahore erschienen. Der Erfolg in Indien war gering, da die wahrheitsgetreue Sittenschilderung missfiel, aber in London erregte sie grosses Aufsehen. „Es klang in diesen Geschichten ein moralischer Unterton mit, es wehte aus ihnen ein Geist allbritischer Brüderlichkeit, der den Engländern ans Herz rührte und der bald auf die Anglo-Inder seine Wirkung ausüben sollte. Wie das Leben so oft die Kunst nachahmt, gab man sich Mühe, sich über sich selbst hinaus zu steigern, um den Gestalten Kiplings ähnlich zu werden.“

Maurois fragt sich, welches die Ursachen der internationalen Wirkung Kiplings und insbesondere der stürmischen Aufnahme seiner Werke bei der französischen Jugend seien, denn der britische Imperialismus, der seinen Niederschlag in seinem Werk gefunden habe, könne den über das Empire hinausreichenden Erfolg nicht erklären: „Was scherten wir uns viel um den britischen Imperialismus, wenn wir die „Stadt der Träume“ und die „Brückenbauer“ lasen! Was wir bei Kipling suchten, war, abgesehen von seiner wunderbaren Erzählerkunst, die heldenhafte Auffassung des Lebens. An dieser Auffassung war nichts ausschliesslich britisch oder imperialistisch. Kipling zeigt, dass sie dem römischen Beamten in Gallien, in der Bretagne ebenso eignete wie dem englischen Offizier in der Einsamkeit des Himalaja oder dem französischen Offizier im wilden Atlas“ ...

Im „Heldentum“ als der sittlichen Kraft der Ein- und Unterordnung und der strengen Pflichterfüllung, welches Kipling überzeugungskräftig in seinen Männergestalten schildert, liegt das Geheimnis der Wirkung auf die Jugend der weissen Rasse. Darum verdankt ihm die „Pfadfinderbewegung“, „die ganze Scoutbewegung, die ein soziales Ereignis ersten Ranges ist, einen grossen Teil ihrer Gesetze und ihrer Kraft“. Auf die Bewegung der moralischen Kräfte baut Kipling eine ganze Geschichtsphilosophie — eine Art geschichtsphilosophischer Stoa: „Der Held hat seine Trägheit, Neid und Furcht, Ehrgeiz und Verlangen zu beherrschen, oder er muss sie wenigstens hinter der Maske des Schweigens im Zaum halten, denn wenn er nicht aufpasst, ginge die ganze Gesellschaft vor die Hunde.“

Wenn die Helden ihr Teil getan haben, wenn die Ordnung schlecht und recht hergestellt ist, dann treten als Ablösung die grossen Verwaltungsmenschen an, die „grossen Sahibs“. Sie sind stark, klug, wortkarg. Die grossen Sahibs machen nicht viel Worte, wenn sie sich untereinander verständigen, noch weniger, wenn sie mit Aussenstehenden von ihren Geschäften sprechen, bemerkte ein weiser Eingeborener. Geschicklichkeit und Selbstbeherrschung der Staatsmänner halten eine Zeitlang die Gesellschaftsordnung aufrecht, die von den Helden geschaffen wurde. Dann kommt die Zeit, wo das scheinbar feste Gefüge die Egoisten und Schwätzer in die vorderste Reihe lockt. Damit hebt die Herrschaft der Müssiggänger und Geniesser an, die jede Gesellschaft untergraben, und dann beginnt der Kreislauf von neuem.“

Die heldische Haltung ist die dem Menschen angemessene gegenüber den göttlichen und dämonischen Gewalten, von denen Kipling die Natur beherrscht sieht; die Frau rechnet er zur Natur, darum kann sie zerstörerisch auf das von Intelligenz und Pflichtgefühl aufgerichtete Werk der Gesellschaft wirken, indem sie die Männer aus der Hierarchie der Werkverbundenen herauslöst.

*

Der Studie über Kipling lässt Maurois eine Betrachtung über Bernard Shaw folgen und führt ihn mit dessen eigenen Worten ein: „Bernard Shaw ist Junggeselle, Irländer, Vegetarier, er ist ein Lügner, Schwätzer, Sozialist, Conferencier, Musikliebhaber, ein erbitterter Gegner der Stellung, welche unsere Zivilisation den Frauen bereitet hat, und er nimmt die Kunst ernst“. Er ist der Mann, der in der Schellenkappe für seine „Wahrheiten“ wirbt, und diese sind fast immer Paradoxe. „Was Du willst, das man Dir tu', das füge keinem andern zu, denn sein Geschmack kann von dem deinen ganz verschieden sein“. — „Die goldene Regel ist, dass es keine goldene Regel gibt“.

Shaw will Irländer sein — er ist in Dublin geboren — um nicht Engländer sein zu müssen, und er will Protestant sein; er sagt, er sei der einzige, der heutzutage noch protestiere. Er ist ein Zyniker, der mit der „bestehenden Ordnung“ durchaus unzufrieden ist, darum ist er auch „Sozialist“ eigener Prägung. „Reichtum und Armut, eines ist so hassenswert wie das andere. Ich meinesteils hasse die Armen, ich wünsche glühend sie auszurotten. Die Reichen tun mir ja ein wenig leid, aber ich bemühe mich, auch sie auszurotten. Die Arbeiterklasse, der Gewerbestand, die reichen Klassen, die herrschende Klasse, sind eine scheusslicher als die andere. Sie haben kein Recht zu leben“. Aber auch mit jeder möglichen neuen Gesellschaftsordnung ist er im voraus unzufrieden — „wenn man nicht den Menschen ändert“. „Aus dem Wolf einen Hofhund züchten, aus dem Streitross Heinrichs IV. ein Rennpferd, das ist etwas Wirkliches. Was mit Wolf und Pferd gelungen ist, das muss auch mit dem Menschen möglich sein...“ Shaw verlangt, dass sich der Mensch in den Uebermenschen verwandle. „Sowie er auf den Uebermenschen zu sprechen kommt — sagt Maurois — hört der Zyniker Shaw auf, ein Zyniker zu sein. Der Spötter macht dem Gläubigen Platz, der Seiltänzer verwandelt sich in einen Beter. Wie soll jedoch der Uebermensch beschaffen sein?“ Auf diese Frage erhält man selbstverständlich keine Antwort; der Metaphysiker Shaw begnügt sich, uns zu versichern, dass der Uebermensch möglich sei, denn „die Welt ist Wille. Der Wille vermag alles“.

Im Schweigen des Utopisten auf diese Frage enthüllt sich sein Geheimnis; Shaw bezieht nämlich seine komische Wirkung überall von den wirklichen Menschen und ihren Einrichtungen, die er zwar theoretisch negiert, aber mit den theatergemässen Uebertreibungen, Vereinfachungen und Uebermalungen auf die Bühne stellt und dann seine Bühnen-

gestalten ihre „moralischen Abhandlungen“ gegen sich selbst sprechen lässt. Es ist das Geheimnis des Komödiendichters, das sich hier enthüllt: die Komödie ist nicht Mittel, sondern Selbstzweck. Shaw „hat Theaterblut“, sagt Maurois in seiner klugen Untersuchung über „die Kunst Bernard Shaws“.

*

Literarisch wirksam hat Maurois dem Essay über Shaw eine Studie über Gilbert Keith Chesterton angefügt. So steht der satirische Weltverbesserer und passionierte Wassertrinker Shaw dem satirischen Weintrinker und Freund der kleinen Lebensgenüsse Chesterton gegenüber, der irische „Protestant“ dem englischen Katholiken, der mystische Atheist dem gläubigen Christen, der ewige Revolutionär dem ewigen Reaktionär. *Touts les buveurs d'eau sont méchants*, sagt Rabelais, demnach müssten die Weintrinker eher den „guten“ Menschen zuzuzählen sein, und „Chesterton, wie wir ihn heute kennen, war ein einfacher, heiterer Mann, der offensichtlich das Leben liebte, der tausend Verse aufsagen konnte und ganz ungezwungen in demselben blendenden Stile sprach, in dem er schrieb. Nichts an ihm ist feierlich. «Nichts ist leichter als Pathos», sagt er. Wie schwer aber ist es, frivol zu sein! Der ehrenwerte Leser möge einmal seine Augen schliessen, vor den geheimen Richterstuhl seiner Seele treten und sich die Frage vorlegen, was er lieber täte, wenn man folgendes Verlangen an ihn richtete: Er möge binnen zwei Stunden die erste Seite für die Times schreiben, lauter lange, ernsthafte Artikel, oder die erste Seite für die Tits-Bits, nur kurze, witzige Sachen. Wenn der Leser der gewissenhafte Mann ist, wie ich ihn mir vorstelle, wird er gewiss antworten: Lieber aufs Geratewohl zehn Aufsätze für die Times, als einen einzigen Scherz für die Tits-Bits. Nichts ist leichter als ein schwerfälliges, feierliches Pathos, so was bringt jeder fertig. Deshalb stürzen sich ja so viele müde, reiche Greise in die Politik. Sie sind ernst, weil ihr Geist nicht mehr die Kraft aufbringt, frivol zu sein“.

In den Aufsätzen, die er wöchentlich von 1905 bis 1930 in den *Illustrated London News* erscheinen liess „bekämpft er die überkommenen Ansichten, durchwegs neue und «fortschrittliche» Ansichten, denn es gibt eine Nachbeterei auch bei den Revolutionären, gegen die sich Chesterton immer aufgelehnt hat. Während Wells (der bekannte sozialistische Schriftsteller) und Shaw die Stunde regierten, hat er sich, ohne sich dessen zu schämen, ungestüm für die Reaktion erklärt“. „Angesichts des Misserfolges, den das 19. Jahrhundert (in moralisch-soziologischer Hinsicht) bedeutet, erwarten Shaw und Wells das Heil der Menschheit von der Zukunft. Chestertons Widerwillen vor der Gesellschaft, wie sie das Maschinenzeitalter hervorgebracht hat, ist nicht geringer, aber für ihn liegt das Heil in der Rückkehr zur Vergangenheit“, genauer, zum Christentum. Er glaubt nicht an die sozialistischen Konstruktionen der Zukunft, lehnt den autoritären Sozialismus ab, ist wirklicher Demokrat.

„Er preist den Mann des Mittelmasses, den Mann, der seinen Garten bestellt und am Abend im Wirtshaus sein Glas Bier trinkt“. Er ist überzeugt „dass die Grundgefühle des Menschen einfach und uralte sind“. Dieselbe Ueberzeugung vertraten um die gleiche Zeit in Frankreich Maurras und Bainville. Die Sozialisten Shaw und Wells kämpfen mit gewalttätigen Visionen „aber Shaw kann nicht begreifen, dass das Kostbarste und Teuerste in unseren Augen nicht der Uebermensch ist, sondern der Mensch, der alte Biertrinker, Glaubensstifter, Kampfhahn, Sünden- und Sinnenknecht. Was sich auf dieses handfeste Geschäft gründet, ist für die Ewigkeit gebaut. Was sich auf das Hirngespinnst vom Uebermenschen gründet, stirbt mit dem Untergang der Kultur, die allein dieses Gebilde hervorgebracht hat. Immer wieder sind Kaiserreiche und Königtümer gestürzt und an der ihnen innewohnenden Schwäche zugrundegegangen, dass starke Männer sie auf starke Männer gegründet hatten. Die Kirche Christi gründet sich auf Schwäche, deshalb ist sie unvergänglich. Keine Kette ist stärker als ihr schwächstes Glied“.

„Wells, sagt Maurois, schildert phantastische Welten mit so viel Talent, dass sie uns beinahe wirklich erscheinen. Chesterton beschreibt die wirkliche Welt mit so viel Talent, dass sie uns beinahe phantastisch erscheint“.

Mit diesen drei Studien hat Maurois den Grundriss der Architektur des englischen Geistes der vergangenen dreissig Jahre gegeben, es blieb nun noch im Aufriss zu zeigen, welche weiteren Linien für den geistigen Aufbau bemerkenswert sind.

*

Nahe zu Kipling tritt Joseph Conrad, der naturalisierte polnische Edelmann, Sohn eines verbannten polnischen Freiheitskämpfers, der Wahrlängländer, der den britischen Trieb zur Seefahrt in sich spürte und ihm nachlebte. Er ist der grösste Künstler unter den sieben Gestalten, denen Maurois seine Betrachtungen widmete. Seinen „Lord Jim“, den jungen Seeoffizier, der in einem Schiffbruch, bewogen durch seine Kameraden, einen Moment der Ehre vergass und sich mit diesen rettete, statt bei dem verlorenen Schiff und den Passagieren zu bleiben und „sein ganzes Leben nur noch die Aufgabe hat, seine Ehre zurückzugewinnen“, wird man nie vergessen, solange es in Europa noch Männer von Ehre gibt. „Jedes Opfer, das man der Ehre bringt, fällt leicht, wenn man unter seinesgleichen lebt, unter Menschen, die unsere Gefühle teilen. Als Nachschrift zu Lord Jim hat Conrad einen Gedanken von Novalis aufgeführt: «Es ist gewiss, dass meine Ueberzeugung unendlich gewinnt, sobald eine andere Seele sie teilt». Wenn Jim in der Stunde der Gefahr versagte, so geschah es, weil die niedrigen, gemeinen Seelen um ihn das Gefühl der Ehre nicht kannten.“ „Die Welt der Dinge, der Stürme und der Menschenmassen ist unbeständig, nur die Treue kann der Menschenwelt Dauer verleihen“. „Stoischen Pessimismus“ und „aristokratischen Realismus“ nennt Maurois Conrads Weltanschauung, die manchmal mit der Chestertons identisch zu sein scheint:

„Meine Leser wissen, schreibt Conrad, wie tief ich davon durchdrungen bin, dass die Welt in der wir leben, auf einigen einfachen Grundwahrheiten beruht, so einfach, dass sie ebenso alt sein müssen wie die Berge. Sie ruht unter anderem auf dem Glauben an die Treue.“ — —

*

„Unter den Schriftstellern, denen diese Studien gelten, stellt Lytton Strachey einen der merkwürdigsten Fälle dar. In der Zeit, wo der Romanschriftsteller der König des Schrifttums zu sein schien, hat er mit drei historischen Büchern Weltruhm erworben. Unsere Verwunderung darüber wäre geringer, wenn er diesen Erfolg den zünftigen Vertretern der Geschichtsphilosophie zu verdanken hätte, aber das genaue Gegenteil ist der Fall“. Strachey leugnete nämlich „dass die Geschichtsforschung überhaupt eine Wissenschaft sei, und unterfing sich, Klio wieder unter die Musen einzureihen“. Er will der „pompösen“ Geschichtsschreibung zu Leibe rücken und „uns daran erinnern, dass, was heute Geschichte ist, früher einmal lebendige Gegenwart war“; der „Prunkaufzug“ der „guten Dame Klio“ wird etwas gestört durch „kleine Teufelchen“, die „Memoirenschreiber, die die „Dessous Klios in der ärgerlichsten Weise sehen lassen“. Die Mittel seiner Historiographie sind interessante Details und leitmotivische Darstellung. Maurois erwähnt ausdrücklich die Kompositionstechnik Richard Wagners als Beispiel für die historiographische Artistik Stracheys. Die geistige Verwandtschaft Stracheys mit Bernard Shaw ist augenscheinlich.

*

D. H. Lawrence ist ein bedeutender Dichter, ein extrem männliches Talent, das aber den geheimnisvollen Mächten der „Urmutter“ verfallen ist. „Lawrence ergreift immer Partei für die Macht der Finsternis gegen die Macht des Lichtes. Er schätzt die Nacht, sie ist die Zeit der Liebe, in ihrer Hut treiben die Instinkte ihr Spiel“. „Ich glaube, schreibt er, zutiefst an Blut und Fleisch, in denen mehr Weisheit steckt als in unserem Verstand. Unser Geist kann sich täuschen, was aber unser Blut spürt, glaubt und verkündet, das ist immer wahr. Der Verstand ist nur Zaunstück und Zügel, was ist mir am Wissen gelegen? Alles, was ich will, ist dem Rufe meines Blutes zu folgen, ohne vermessene Einmischung des Verstandes, der Moral, und ich weiss nicht, wessen noch...“ Der in die Gesellschaft eingegliederte Mensch ist für ihn „ein Kunstgebilde, das notwendigerweise unglücklich ist, aus seinem Gleichgewicht gekommen, weil es seine Triebe verleugnet“. „Was wir brauchen, ist eine neue Welt“. Es ist eine primitive Welt, die er ersehnt. Die Gesellschaft „die ihm gefällt, ist die der mexikanischen Stämme, der armseligen italienischen Dörfer“. „Als Lawrence unter den Indianern lebte, schilderte er mit tiefer Bewunderung deren Gemeinschaftsriten. «Ihr Tanz hat einen Sinn, das ist eine Wissenschaft für sich, denn sie haben das Geheimnis animistischer Beseeltheit bewahrt. Sie tanzen, um mehr Gewalt über die lebendigen waltenden Kräfte der Erde zu erlangen, ihre Tänze erfordern geballte Anspannung und ungeheure Aus-

dauer»". „Man sieht, fügt Maurois hier bei, Lawrence, der seine Verachtung der Theorie so zur Schau trägt, ist selbst einer der Theoretiker gewisser moderner Ausdrucksbewegungen. Die Vorliebe für Massenfeste, denen man seit dem Kriegsende in Russland, in Deutschland so sorgfältige Pflege zuteil werden lässt, entstammt einem uralten Bedürfnis, ähnlich jenem, deren Wiedererweckung Lawrence wünscht”.

Die Sehnsucht des Dichters Lawrence ist die Natur oder das Schöne in der Natur, im Grund ist dies das Gleiche. Dafür werden die schweren Leiden ergebnislos in heidnischer Frömmigkeit. Rastlos sucht er die Schönheit in der Frau, in alten Mythen, im Körper, in der Sinnenlust und am Lebensende nochmals in der Körperliebe, deren Hymnus das seltsame Buch „Lady Chatterley und ihr Liebhaber” ist. Es ist der Traum von der Urmutter Natur des Poëten in Jean Jacques Rousseau, es ist eine Magie in anderer Form als jene der Technik, wie sie die „Sozialisten” träumen. Die unsterbliche Sehnsucht der Menschen nach dem Schönen, nach dem Vollkommenen geht die seltsamsten Wege und selten einmal den Weg der Besonnenheit wie in Platons „Symposion”. Ohne Aufhören brennt das Feuer der Sehnsucht in Lawrence, verbrennt und löst ihn mit fünfundvierzig Jahren auf.

Mit einem Blick in die Zukunft, welche die Auflösung der bisherigen Gesellschaftsordnung bringen werde, und, wie er hoffe, die Wiedererstehung des „Ewigen” eines Kipling, Conrad und Chesterton, schliesst André Maurois seine geisterfüllten Betrachtungen ab.

Paul Schmitt.

Literatur zur Laupenfeier

Zu den ausgezeichneten Arbeiten, die auf die Sechshundertjahrfeier der Schlacht bei Laupen erschienen sind, der eigentlichen Festgabe, verfasst von dem Berner Stadtschreiber und Stadtarchivar Dr. H. Markwalder, und der mehr für Schulen bestimmten Schrift von F. Bürki, kommen zum Gedenken an jenes grösste Ereignis der bernischen Geschichte nun noch zwei weitere Bücher hinzu, die eigentlich Neudrucke oder Abdrucke aus Zeitschriften sind. Das erste, „Der Laupenkrieg 1339, Festschrift zur 600 Jahrfeier 1939” von Dr. Franz Moser, war erstmals im Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern (Bd. 35, Heft 1) erschienen; das zweite, „Gestalten und Gewalten der Schweizergeschichte, Zwischen Morgarten und Sempach, Laupen als Ring in der Kette” des Berner Dozenten für Kriegsgeschichte Dr. Hans Georg Wirz, war zuerst ein Feuilleton der „Neuen Berner Zeitung”. Die beiden Publikationen vermehren zu einem aktuellen Zeitpunkt die reiche Literatur um die Schlacht von Laupen um zwei schöne Werke. Dasjenige von Franz Moser wurde im Auftrag des Regierungsrates des Kantons Bern geschrieben.

Ein Zentralproblem der Moser'schen Schrift ist neben der ausgezeichneten, aus den sämtlichen Quellen jener Zeit geschöpften Darstellung des

Laupenkrieges und neben dem Bemühen, diese Ereignisse stets in die grossen weltgeschichtlichen Zusammenhänge zu bringen, die Streitfrage um den Ritter Rudolf von Erlach. Es ist sehr verdienstvoll, dass Moser den Gelehrtenstreit, der um 1890 die bernischen Historiker in zwei Lager getrennt hat, in das Stürler'sche und dasjenige von Emil Bloesch, auf höherer, vorurteilsfreier und geläuterter Ebene wieder aufrollt, wobei er in 13 Punkten alles, was für und was gegen Erlach spricht sine ira et studio zusammenfasst. Während dieser doppelt durchgeführten Aufreihung der 13 Punkte enthält sich Moser jedes eigenen Urteils, lässt nur die beiden Historiker Moritz von Stürler und Emil Bloesch, sowie einige Zwischenpositionen (wie diejenige von Georg von Wyss u. a.) sprechen; aber man kommt doch bald dahinter, dass der Verfasser der Laupener Festschrift auf dem Standpunkte steht, — und mit allem Recht, so wie die Situation sich heute geklärt hat — dass der besoldete, vorher nidauische Ritter Rudolf von Erlach die Berner in der Schlacht befehligt hat und nicht der Schultheiss Johann von Bubenberg.

Mit dieser Stellungnahme ist auch eine erneute, viel positivere Würdigung des Chronisten Konrad Justinger verbunden. Abgesehen von der Darstellung des Kleinkrieges, der der Laupener Schlacht folgte, die bei Justinger (wie übrigens bei allen andern Chronisten) unzuverlässig ist, ist es erstaunlich, wie richtig und sicher Justinger die Ereignisse beurteilt. In die Umstände bei der Belagerung von Mülinen, um ein Beispiel zu nennen, haben die von Victor van Berchem herausgegebenen Turiner Akten neues Licht gebracht und Justinger recht gegeben. —

Fehler oder unserer Auffassung nach irrige Interpretationen sind Moser eigentlich nur in ganz nebensächlichen Kleinigkeiten nachzuweisen. So ist die Datierung der „Verschwörungsversammlung“ des Adels im Schlosse Nidau nicht richtig; Aeschbacher sagt in seinem prächtigen Werk über die Grafen von Nidau ausdrücklich, dass das Jahr 1336 nicht stimmen könne. Eine Stelle aus der Chronik des Heinrich Truchsess von Diessenhofen hat Moser unserer Auffassung nach missverständlich gedeutet: Wenn der Chronist von „subcumbentium“ spricht, so meint er ganz bestimmt damit die „Gefallenen“, nicht die „Unterlegenen“; dadurch verschiebt sich aber die damit verbundene Zahlengrösse eben nur auf die Toten und nicht auf das ganze Heer. Dass civis mit burgensis identisch ist, bedarf wohl keiner weitem Erläuterung. Eine stärkere Bedeutung hätte vielleicht dem im gleichen Jahre 1339 ausgebrochenen sog. Hundertjährigen Krieg zwischen Frankreich und England beigemessen werden dürfen; die Zusammenhänge sind hier sicher viel grösser als die von Moser angedeuteten. Dabei darf noch einmal betont werden, dass der Verfasser die weltgeschichtlichen Zusammenhänge dieser bernischen und schweizerischen Ereignisse mit erfreulich ungewohnter Ausführlichkeit behandelt.

* * *

Die grosse Auszeichnung des mit einem überragend grossen Blick geschriebenen Werkes „Gestalten und Gewalten der Schweizergeschichte“ von Hans Georg Wirz besteht in dem Versuch, die Historiographie

der ersten 200 Jahre der Schweizerischen Eidgenossenschaft einmal auch geistesgeschichtlich zu behandeln. Das Thema zu diesem grossen, bis heute immer und immer wieder vernachlässigten Vorwurf gibt Wirz selbst mit den Worten: „Was diese Menschen zwischen Morgarten und Sempach äusserlich vollbrachten und erlebten, ist uns recht gut bekannt, doch nur wenig wissen wir von dem, was ihre Seele bewegte und ihr Herz erfüllte“ — ja, Wirz hätte ruhig auch noch sagen können: „und ihren Geist beschäftigte“. Nun ist freilich zu sagen, dass der Hauptstrom des geistigen Lebens damals zwischen 1300 und 1360, nicht durch die achtörtige Eidgenossenschaft floss; dieses Stromgebiet lag wohl in Italien und in den aufstrebenden deutschen Städten. Aber etwas Wasser war doch da; das darf ruhig auch in den Darstellungen der Schweizergeschichte, die so oft einseitig politisch und militärisch orientiert sind, festgestellt werden.

Die in den Anhang versetzte Würdigung des Berner Dichters Johannes von Ringgenberg, von dem auch die „Sprüche der Weisheit“, etwas verneuhochdeutsch, abgedruckt sind, ist in unseren Augen ein sehr wesentliches Verdienst der Darstellung der eidgenössischen Geschichte vom Luzerner Bund bis kurz vor dem Sempacher Krieg, in der Laupen ein Ring in der Kette ist. Diese Darstellung ist meisterlich klar und von hohen Gesichtspunkten getragen. An einigen Stellen verrät sich auch die Thematik des bedeutenden Berner Hochschullehrers Richard Feller mit ihrer so wichtigen Unterstreichung des genossenschaftlichen Charakters des frühen eidgenössischen Lebens. Recht hat Wirz auch mit seiner Auffassung, dass wir nie müde werden und werden sollen, unsere Frühzeit, stets neu aus den urkundlichen Quellen geschöpft, in geschichtliche Darstellungen zu bringen und dabei stets mit den Fragen der Zeit, in der wir leben, zu verbinden. Denn „jede Zeit stellt neue Fragen, die nach neuer Antwort rufen.“

Die Arbeit von Hans Georg Wirz liest sich sehr leicht und flüssig; sie ist von einer begeisterten Nüchternheit getragen. Auch die Behandlung der den Laupener Krieg betreffenden Partien, um derentwillen das Buch in die aktuelle Reihe der Laupener Publikationen eingereiht werden kann, ist überaus anschaulich, klar und richtig.

Eugen Teucher.

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.
Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Bezugsbedingungen:

Erscheint jeweilen anfangs des Monats.

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich
